

Weihnachten 1962 in Israel

Beatrice Sprecher

In einem Halbjahresurlaub an der Schule von Glattfelden nahm ich die Gelegenheit wahr, meinen Wunsch, in einem Kibbuz mitzuarbeiten, in Erfüllung gehen zu lassen. Zwei Jahre zuvor hatte ich auf einer Reise des schweizerischen Lehrervereins durch das Heilige Land eine jüdische Kollegin in Tel Aviv kennengelernt, die mir gerne den Kontakt zu ihren Freunden im Kibbuz Ein-Hashofet vermittelte. Diese Einwanderer aus Polen und Amerika (1937) waren keine gläubigen Juden mehr, aber sehr begeisterte Israeli aus der stark linksgerichteten Partei «Mapam».

Ich erinnere mich einer Episode aus meiner Arbeit in der Diätküche: Channa, die Köchin ungarischer Abstammung, kam lächelnd auf mich zu und zeigte mir ein Kochgeschirr, in welchem Milch und Blut ineinanderflossen. «Niemand wäre in meiner Jugend ein solcher Anblick möglich gewesen», sagte sie und zuckte die Achseln. Hier, in diesem freidenkenden Kibbuz war das natürlich erlaubt.

Ich arbeitete also in der Küche, auf dem Felde bei der Obsternte und später auch als abendliche Betreuerin einer Schulklasse, die im Kinderhaus wohnte. Letzteres durfte ich erst nach einer gewissen Zeit, als meine Yvritkenntnisse etwas gefestigt waren. Denn in diesem Kibbuz gab es den Ulpán, eine Einwandererschule, in welcher die Landessprache vermittelt wurde. So lernte ich halbtags fleissig Hebräisch (das leider in den vergangenen fünfzig Jahren grösstenteils verloren gegangen ist). Zu den Schülern zählten Juden aus allen Teilen der Welt, von Persien, Jemen, Süd-



Auf zum Arbeiten im Kibbuz.



Ausschnitt aus der Karte von Israel.

und Nordafrika über Europa bis Amerika, und nur drei der Lernenden waren Christen. Neben mir studierten und arbeiteten auch Dolores Maria aus Spanien und André der angehende Arbeiterpriester aus Belgien. Mit ihnen unterhielt ich mich auf Französisch.

Allmählich näherte sich der Monat Dezember und mein Weihnachtswunsch war natürlich, das Fest in Bethlehem zuzubringen. Diese Stadt stand jedoch zu jener Zeit noch unter jordanischem Protektorat, und es hätte unendliche Formulare und Gesuche gebraucht, um selbst als Schweizer Christin über die Grenze zu gelangen.

Eben als ich mir vorgenommen hatte, auf alles zu verzichten, kam André mit dem Vorschlag auf mich zu, ihn am nächsten Adventssonntag nach Nazareth zu begleiten. Dort lebe eine Schweizer Familie, der Chefarzt vom Missionsspital mit seiner Frau und den fünf Kindern, im arabischen Viertel. Sie würden mich gerne kennenlernen, um mich auch an Weihnachten einladen zu können.

Nazareth war gar nicht so weit von unserem Kibbutz entfernt. Wir befanden uns auf den Ausläufern des Carmelgebirges. Nachts sahen wir auf den gegenüberliegenden Höhen die Lichter von Nazareth leuchten, zwischen uns die Ebene vom Emek Jezreel.

«Wieso kennst du diese Arztfamilie?», wollte ich von André wissen. Und nun erzählte mir mein Kamerad, dass er halbwegs hier im Kibbutz lerne und arbeite, zu einem guten Teil jedoch dem französischen Arbeiterpriester Père Gauthier beim Aufbau eines arabischen Viertels in Nazareth helfe. Diese Wohnbaugenossenschaft diene den palästinensischen Flüchtlingen, die 1948 zwar in Israel geblieben, deren Häuser jedoch zerstört worden seien. «Père Gauthier ist mit Familie Bernath sehr befreundet, wir feiern auch ökumenische Gottesdienste zusammen.»

So lernte ich Hans und Madeleine mit ihren Kindern kennen, und nach einem wunderschönen sonntäglichen Beisammensein wurde ich gleich fürs Weihnachtsfest eingeladen. Auch andere Schweizer seien ausfindig gemacht worden, die würden alle kommen, und ja – ich sollte unbedingt meine Blockflöte mitbringen, damit wir zusammen musizieren und singen könnten.

Voll freudiger Erwartung traf ich am 24. Dezember bei Familie Bernath ein, wo schon etliche Gäste versammelt waren. Ich erinnere mich nicht mehr an alle Gesichter, am besten verstand ich mich gleich mit Ruth Müller, einer Krankenschwester aus Schaffhausen, welche im Spital von Afula arbeitete. Wir sind noch heute miteinander in Kontakt und haben uns nochmals am Telefon all die Erinnerungen an jene Weihnachten wachgerufen.

Ein anderes Mädchen, eine Lehrerin aus dem Aargau, klagte über den Misserfolg, den es in der ihm gestellten Aufgabe erlebte. Das vorgegebene Ziel sei die Mission unter den Juden in Israel gewesen. Da konnte man nur den Kopf schütteln. Ich tröstete die Kollegin



mit dem Hinweis, dass alle dem Völkermord entkommenen Europäer sowie die alteingesessenen Israeli, ob religiös oder nicht, sich hier als Nachkommen des biblischen Volkes fühlten. Da gäbe es kaum etwas daran zu rütteln.

Aber nun gilt es, die Gastfamilie selbst vorzustellen. Madeleine und Hans Bernath lebten seit 1956 im schottischen Missionsspital in Nazareth. Hans arbeitete als Chirurg, Madeleine als begabte Sprachkennnerin unterrichtete in Englisch, Arabisch, Französisch und Deutsch, sei es in den Schulen, für die Schwestern in der Klinik oder für neu dazugekommene Mitarbeiter aus dem Ausland. Ja, sie standen wohl im Missionsdienst einer schottischen Institution, aber Hans wusste dies aus seiner Sicht so auszudrücken: «Ein Krankenhaus kann niemals eine Mission sein. Mission, das sind die Menschen, die darin arbeiten. (...) Die Leute hören nicht auf das, was wir verkündigen, sie sehen, was wir tun, wie wir handeln und uns benehmen und ob das, was wir zu sagen haben in unser tägliches Leben eingeflossen ist.» (Dieses Zitat entnahm ich dem Buch «Wohin führst du mich?» über das Leben und Wirken der Bernaths, verfasst auf Englisch von Shafik Farah, deutsche Übersetzung von Rosmarie Müller-Flöss).

Zu diesem Weihachtsfest gehörten vor allem auch die fünf Kinder der Familie, die drei eigenen und die beiden kleinen adoptierten arabischen Waisen. Der Christbaum stand nun da in vollem Schmuck. War das ein Jubel, wie alsbald die Kerzen entflamten und die Gesichter leuchten liessen. Madeleine setzte sich an den Flügel, wir musizierten und sangen dazu die altbekannten Weihnachtslieder. Hans las uns die Geschichte der Geburt Jesu aus dem Evangelium Lukas vor und erinnerte mit eigenen Worten an das Geschehen in Bethlehem.

Aber auch der Ursprung der Weihnachtsgeschichte, die Verkündigung, die sich hier in Nazareth ereignen durfte, sollte nicht vergessen werden. Von draussen erklangen nun die Glocken der vielen christlichen Kirchen im Ort. Ein paar der Gäste hatten den Besuch in einem der Gottesdienste gewählt. Wir andern halfen Madeleine bei der Zubereitung eines festlichen Mahles, zu welchem wir uns nach der Rückkehr der Kirchgänger freudig versammelten.

Gegen Mitternacht öffnete Hans ein Fenster und rief: «Wer kommt mit zur Höhlenkapelle unserer katholischen Freunde? Ich sehe schon das Licht dort oben aufleuchten.» Natürlich gesellte ich mich zur kleinen Schar und werde das nun folgende Erlebnis nie mehr vergessen. Hans führte uns mit einer Laterne über die Schafweide den Hügel hinab. Waren wir da nicht auf einmal Hirten, die dem hellen Schein dort oben folgten? Ein prächtiger Sternenhimmel über uns, die warme Nachtluft, die uns umgab – wie waren wir da alle in das Geschehen vor 1962 Jahren verweben!

Vor der Höhle empfingen uns Père Gauthier, der Arbeiterpriester, nebst André und einigen arabischen Christen. Sicher hatte die zur Kapelle umfunktionierte Grotte einst als Stall gedient; eine in den Fels gehauene Nische, wo jetzt die heiligen Gerätschaften standen, musste wohl die Futterkrippe für die Tiere gewesen sein. In arabischer und französischer Sprache wurde das Evangelium verkündet. Dann feierten die Katholiken die Mitternachtsmesse, wir waren leider davon ausgeschlossen. Schmerzlich empfand ich dabei die Kluft, die noch zwischen uns Christen bestand. Im oben erwähnten Buch las ich aber, dass die Freunde sich später sehr wohl zu gemeinsamem Brot und Wein gefunden hatten.

Nach einer wärmenden Schokolade und frohen Grüßen kehrten wir über die Weide ins Spital zurück. «Wollen wir noch nachsehen, welche Christkindlein in dieser Nacht geboren worden sind?», fragte Hans und führte uns zum Gebärsaal, wo in kleinen Betten dunkelhaarige Neugeborene lagen. Ein Blick in einen Krankensaal zeigte uns Patienten, umgeben von ihren Angehörigen, die sich neben den Betten zum Schlafen niedergelegt hatten.

Nun schien es auch für uns Zeit zu sein, sich zur Ruhe zu begeben, denn am Weihnachtsmorgen war ein Besuch im benachbarten Karmeliterloster geplant.

Ein strahlender Tag empfing uns, und nach dem Morgenessen zogen wir mit Madeleine los, um den Schwestern in ihren weissen wehenden Hauben den Weihnachtsgruss zu bringen. Wir sangen wieder mit Flötenspiel unsere vertrauten Lieder. Da öffneten sich Türen und Fenster, alle im Hospital sollten es hören. Eine der Schwestern eilte mit einem Körbchen voll Weihnachtsgebäck herbei. «Nehmt, nehmt, ihr habt es verdient und uns eine grosse Freude gemacht!» Für Ruth und mich waren die leckeren Gutsi gerade recht als Wegproviant, denn wir beide wollten zu Fuss über die Hügel von Nazareth ins Emek hin-

untersteigen, wo sich dann auch unsere Wege trennen sollten. Hans und Madeleine, von denen wir uns nebst den anderen Schweizern herzlich dankend verabschiede-



*An Weihnachten mit Ruth Müller
in Nazareth. Aussicht aufs Tal, im
Hintergrund Berg Tabor.*

1990 Hans und Madeleine Bernath
in Nazareth.

ten, zeigten uns noch die nächste Abzweigung vom Städtchen zum Grat hinauf. Welch' eine herrliche «Frühlingswanderung» durch gelbe Wiesen voller lila Krokusse beglückte uns an diesem Festtag! Wir hatten es gar nicht eilig, verweilten lange, um die Aussicht auf Nazareth und zum fernen Berg Tabor zu geniessen.

Da gesellte sich unvermerkt ein junger Araber zu uns, der uns auf Französisch anredete. «Gelt, ihr seid Christen, ich bin es ja auch und werde euch nun als Beschützer begleiten.» Ramsi, so hiess der nette Kavalier, konnte dann nicht begreifen, dass die beiden emanzipierten Frauen allein wandern wollten. Schliesslich liess er uns traurig gehen. Als er jedoch bemerkte, dass wir den steilen Abstieg durch einen vorgegebenen Serpentinweg zu vermeiden suchten und endlos dem Berghang hin und her entlangschlenderten, rief er uns verzweifelt von oben etwas zu und rannte denn hilfreich zu uns herab. Ja, da hatten wir ihn nun doch im Schlepptau bis ins Tal hinunter. Dort wandte Ruth sich ostwärts gegen Afula, während ich an einer Haltestelle den Bus nach Haifa erwartete. Denn eine direkte Verbindung zu meinem Kibbuz gab es mit öffentlichen Verkehrsmitteln nicht, es musste der Umweg zum Meer gemacht werden. Adieu, adieu allerseits! Auf dem langen Heimweg hatte ich so recht Musse, das wunderbare weihnachtliche Fest nochmals innerlich nachzuerleben.

Ich reiste später noch öfters zu den Freunden nach Israel. Hans und Madeleine besuchte ich zum letzten Mal im Jahr 1990. Da waren schon alle Kinder ausgeflogen, und Hans befand sich als Chirurg und Spitalleiter in Pension. Doch zeigte er mir voll Stolz die Arbeiten zum Neubau der Klinik. Als gelernter Schreiner beteiligte er sich nun daran, und das Ehepaar erlebte noch den Fertigbau, bevor es 1998 in die Schweiz zurückkehrte.

